

# Utopische Kindlichkeit

*Es stört mich nicht, zu wissen, dass an sich kein Sinn existiert. Für mich zählt nur, dass ich allem Sinn geben kann! Durch mein Sinngedenken, muss Sinn in mir sein; wäre das Gegenteil der Fall, wüsste ich nicht wovon ich spreche. Ich bin Sinn.*

*Wenn Gott kein Ding ist, sondern Sinn, dann bin ich Gott. (Was in der Sprache so einfach ist, versagt aber meist im Leben.)*

*Aus Sinn resultiert Wert, nicht aus Ding.*

*Gott ist nicht losgekommen vom Menschen. Gott existiert dann, wenn wir wollen, dass er es tut.*

*Wenn das, was nicht Mensch ist, nicht Gott, sondern Welt genannt werden würde – als allgemeine Bezeichnung für das Andere, das man wiederum als Nichtmensch bezeichnen könnte – dann wäre das sich gegenseitig in der Verschränkung befindliche Dazwischen aus Selbst und Anderem nicht der Gottmensch, sondern der Weltmensch.*

*Der Weltmensch inszeniert sich selbst in dem Bewusstsein des Anderen.*

*Der Weltmensch ist durch Nichtmensch Mensch.*

Ich will den Blick von oben wagen. Was ist das für eine Art des Unternehmens, über einen Gottmenschen nachzudenken? Welchem Motiv könnten meine Überlegungen folgen? Betreibe ich Religionskritik? Neige ich zu einem überhöhten Geltungsbedürfnis? Folgen meine Überlegungen überhaupt einem Bedürfnis? Und, wenn ja, ist es ein persönliches oder kann es dem Menschen im Allgemeinen zugesprochen werden?

Ich könnte meine Meditation als Sinnsuche bezeichnen. Mit dem ewigen Kopfzerbrechen gebe ich meiner Existenz sozusagen von Außen einen Wert, einen ganz persönlichen. Mein Menschsein wird zum Objekt meiner Gedankenübungen. Menschsein ist, wie wir hörten, eine geteilte Angelegenheit. Der Wert des Menschseins resultiert aber gleichsam auch aus dem Innern: meinem Subjekt. Jede Zuschreibung als sprachliches Ergebnis einer Überlegung wird

an das Menschsein von Außen herangetragen. Selbst „Subjekt“ ist eine im Außen produzierte Vorstellung des inneren Menschen in der Sprache.

Am meisten geht es mir um die Skizzierung eines Welt- und Menschenbildes, das bei fortschreitender Meditation immer mehr eine Innen und Außen versöhnende Gestalt annimmt. Dieses Bild der Welt teile ich mit religiösen Bestrebungen. Auch der Religiöse sucht nach Sinn. Warum tut er das? Warum tue ich es? Es scheint ihm und mir ein Bedürfnis zu sein.

Bevor ich auf das Bedürfnis, so zu denken, zu sprechen komme, möchte ich auf die implizite Frage, welcher Mensch sich denn hier überhaupt den Kopf zerbricht, eingehen. Die elementare Überlegung, die vor jedem Nachdenken (und Theoriebilden) steht, ist die, ob der Mensch sich als entwicklungsfähiges Wesen begreift. Sie ist die grundlegende Prämisse jedes Nachdenkens. Dass sich der Mensch als zur Entwicklung fähig begreift, möchte ich hier als Axiom meiner Meditation zugrunde legen. Meine Entscheidung war es, anzunehmen, dass der Mensch *bildsam* ist, also die Fähigkeit besitzt, etwas anderes zu werden. Wer diese Positivität nicht anerkennt, etwa meint, der Mensch sei nicht fähig, sich im Prozess des Sich-bildens zu entwickeln, um neue Fähigkeiten zu lernen, der wird mit einer Betrachtung, die den so gebildeten Menschen allegorisch als Gottmenschen bezeichnet, gewiss nichts anfangen können. Den Entwicklungsprozess, den ich hier und anderswo aufzeige, begreift sich bildhaft, und er kommt nahe an die Bedeutung des Bildungsprozesses heran. So benütze ich den ambivalenten Begriff des Gottmenschen, um, noch vor rein rationaler Betrachtung, mehr metaphorisch, ästhetisch und allegorisch die von mir axiomatisch angenommene Bildsamkeit des Menschen zu kennzeichnen. Das tue ich gewiss spielerisch, utopisch motiviert und gewiss auch nicht ganz ohne *kindliche Schwärmerei*.

Aber kehren wir zu dem besagten Bedürfnis zurück. Nehmen wir einmal an, Gott sei eine im Menschen aufzufindende und gleichzeitig von Außen an ihn herangetragene Idee; verstünden wir so die Gottesidee, wären viele Probleme meiner Meditation gelöst. Doch was hat diese Annahme mit Religion zu tun? Und, will ich meine Überlegungen überhaupt religiös begreifen?

Nicht nur aus dem Innern resultieren Gedanken über die Gottesidee, auch umgekehrt aktiviert die an das Subjekt herangeführte Idee die Gedanken, sie inspiriert. Wir partizipieren an einer spezifischen Kultur und begegnen dadurch auch allen Arten von Beschreibungen der Gottesidee, seien sie religiöser Art, philosophischer oder psychologischer. Die Institution der Lebenspraxen, die sich – insbesondere die Religion – mit der Gottesidee auseinandersetzen, fördert kulturelle Anknüpfungen und Projektionen. Der Religiöse findet bestenfalls in der kollektiv-institutionellen Praxis seinen ureigenen inneren Glauben, oder meint es zu tun.

Einige Religionen schafften es, die Sensibilität ihrer Anhänger zu verrohen. Sie leisten ein Stück Bedürfnisbefriedigung, gewiss, schalten aber die direkte Beziehung des Ichs zur Gottesidee aus. Psychologisch ausgedrückt: der Zugang des Ichs zum Über-Ich wird verbaut. Das Über-Ich begegnet uns als psychologisches Konstrukt einer idealen *Gewissensinstanz*, die gemeinsames Leben in ethischen Kontexten erst erlaubt. Ohne mit schalen Phrasen langweilen zu wollen, zeigt die Psychologie aber, dass Religiosität oftmals Lust, Denken und die Auseinandersetzung mit der Gottesidee im mystischen Prozess an das institutionelle System opfert. Durch diese Abgabe eigener Ideen an das Außenstehende, mitsamt der Gottesidee, die im Kern ein Grundbedürfnis der Trias Ich, Es und Über-Ich ist, geht die Möglichkeit der individuellen Erfahrung des Transzendenten verloren. Die Möglichkeit, das eigene Ich in der Welt *religiös* zu überschreiten zerrinnt allmählich in einem Kanon traditioneller Plattitüden – Mündigkeit im Praxisfeld der Religion wird im Kern erstickt.

In den Augen der Religion erscheint der Mensch dann als unmündiges Kind, stets auf der Suche, ein Stück der Macht und Stärke seines Vaters zu gewinnen. Der Vaterkomplex wird offenkundig, wenn Gehorsam gegenüber den Einrichtungen – den *Institutionen der Väter* – und der *Idee des Vaters* geleistet werden soll. Das Kind ist neugierig, strebsam, doch es giert nach dem Äußersten, der Welt als Ganzes.

Das *kindliche Innen*, jener Ort, wo es selbst ganz Vater ist (denn aus dessen Samen ist es gezeugt) wird vernachlässigt. Der väterliche Schöpfer wird verkürzt zur moralischen Instanz, die – vorreflexiv! – auf die Handlung des Kindes Einfluss ausübt. Dabei vollzieht sich eine Transformation. Die Gottesidee wandert aus dem Innern des Kindes nach Außen; sie wird reduziert auf das Bild, welches sich die Menschen von ihr machen. So wurden Gott und Mensch – Vater und Kind – voneinander abgekoppelt.

...